

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen viertelj. 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

Redaktion: Lauchaer Str. 10/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeilzeile oder deren Raum mit 25 Pfg. für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauchaer Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Die Angst vor Nacktheit und Wahrheit.

Leipzig, 20. Mai.

Die Geister der Reaktionen stehen in innigem Kontakt. Zittert man einen von ihnen, so schnellen, wie auf Kommando, auch die andern empor. Raum hat sich der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie als schrecklich anzusehende aber überaus harmlose Vogelgscheuche konstituiert, kaum haben die geborenen Befehlshaber im preussischen Herrenhaufe gegen Reichstagswahlrecht und Reichsverfassung gewütet, da stellt sich als dritter im Bunde schon wieder der Verheinzgeist ein, Augen verdrehend, Entzündung heuchelnd und ob der grenzenlosen Sittenverderbnis der bösen Welt gar kläglich jammernd.

Neben andern zimperlichen Altjüngferneelen in Mannshosen ist es diesmal ein Herr Professor Dr. Paul Förster, der sich in einem Leitartikel der Deutschen Tageszeitung über „den schöngestigen Schmutz in Schrifttum und Kunst“ erboft. „So wie bisher kann es nicht weiter gehen,“ ruft der sittsame Professor; „Deutsches Volk, wahre deine heiligsten Güter!“ usw., usw. Die Quintessenz des Konfusen, im verwässerten Bodelschwinghstil gehaltenen Schreibberiebs besteht in der Empfehlung eines Volksgerichtshofs, der alle Kunst- und Schriftwerke, die irgendwo von irgendwem irgendwie für anstößig gehalten werden, prüfen und den Gerichten zwecks Beurteilung denuntzieren soll. Was diesem Volksgerichtshof, in dem Männer und Frauen aller Stände, Verufe und Parteien — natürlich mit Ausnahme der Sozialdemokratie — zu sitzen hätten, nicht zusagt, das muß verboten oder noch schlimmer gehandelt werden. Auf das scheinliberale Geschrei von der Freiheit der Kunst, des Kunstgewerbes usw. dürfte man dabei keine Rücksicht nehmen.

Wir Sozialdemokraten haben keinen Grund, uns gerade speziell für die moderne Kunst und die herrschende Modedichtung ins Zeug zu legen. Auch die moderne Kunst ist eine kapitalistische Kunst, die nach Brot geht. Und gar viele angebliche Freunde und begeisterte Verehrer der modernen Kunst gehören der großen Sippe der Einfaltspinsel an, die alles schön finden was Mode ist und zwar lediglich deshalb, weil es Mode ist.

Der Kapitalismus, der im Proletariat jedes künstlerische Genie schon im Keime ersticht oder ihm doch wenigstens schier unüberwindliche Schranken entgegenstellt, in den besitzenden Massen dagegen jedes Kindvieh zum sogenannten Gebildeten heranzieht und in Kunstschaffen mitreden läßt, gestattet eben keine natürliche Auslese. Er gleicht dem Garten des Todes in dem bekannten Märchen von Andersen, in dem kräftig treibende junge Bäume in enge Töpfe gepflanzt sind, schwächliche Pflänzlein aber in großen

Kübeln voll weicher Erde steden, mit Moos umhegt, geschäftelt und gepflegt. Unter diesen Verhältnissen muß schließlich jede Kunst zur bloßen Unterhaltungsmache oder zum Stimulationsmittel perverter Unnatur entarten.

Wir Sozialdemokraten haben auch keinen Grund, die sittlichen Schäden der modernen Gesellschaft zu leugnen oder auch nur zu beschönigen, aber daß diese Schäden durch das schöngestige Schrifttum, die Kunst, das Kunstgewerbe usw. hervorgerufen würden, haben wir mit dem besten Willen noch nicht beobachten können. Selbst wenn die moderne Kunst und das moderne schöngestige Schrifttum unsittlich wären, was sie keineswegs sind, dann wären sie es nur als die registrierenden Gradmesser der in der modernen Gesellschaft durch die sozialen Mißstände verursachten Entfittlichung. Gerade die Kreise, in denen es mit Sittlichkeit und Sittsamkeit nicht aufs beste bestellt ist, werden nicht durch Bücher und Kunstwerke, nicht durch den Klatsch des Lebens, sondern durch das Leben selbst entfittlicht. In einer Zeit, in der für Geld alles, aber auch alles feil ist, drängt sich an jeden Angehörigen der besitzenden Klassen die Versuchung in ihrer wirksamsten Form, in Fleisch und Blut, so tief heran, daß es der Anektung und Zubereitung durch sinnlich erregende Schrift- und Kunstwerke wahrhaftig nicht bedarf. Im stillen Kreuzzug eines Klosters mag das farbenfrische Gemälde einer badenden Nymphe entflammend wirken, in den Schaufenstern der Großstadt hat es diese üble Wirkung nicht; denn hier wirkt das Leben selbst in Gestalt der die Trottoirs abpruntrollierenden gefälligen Schönen viel direkter und intensiver. Wer in sittlicher Beziehung dem modernen Leben ein anderes Gesicht geben will, muß das Gesicht selbst ändern, nicht aber den Spiegel zertrümmern, in dem es sich zeigt.

Gerade weil die Verheinzemänner nicht der Quelle des Nebels nachgehen, sondern sich an ein durchaus nebensächliches Symptom halten, müssen sie in jedem vorurteillosen Menschen den wohlbegründeten Verdacht wachrufen, daß es ihnen nicht um die Hebung der Sittlichkeit, sondern lediglich um die Anebelung der Kunst und des Schrifttums in reaktionär-pfäffischem Sinne zu tun ist. Und es ist in der Tat so. Widerlich frömmelnde aber innerlich faule, byzantinisch geschminkte, aber bis ins Mark unsittliche Machwerke etwa nach Art der leichten Schöpfungen Claudens sind der Reaktion stets willkommen gewesen, die derbe Ehrlichkeit klaräugiger Beobachter, die die Wahrheit in ihrer ganzen, ungeschminkten, aber köstlichen, natürlichen Nacktheit zeigen, war dagegen dem Eulen- und Flebermoussgeschlecht zu allen Zeiten verhaßt. Es fürchtet eben die Wahrheit in jeder Gestalt und deshalb auch die Wahrheit in Gestalt körperlicher Nacktheit. Ueber die entblößten Büsten und Schultern, die junge und alte Damen unter

dem Zwange der geheiligten Tradition auf den Hofbällen zur Schau stellen müssen, hat noch kein Hofprediger gezetert, aber über ein Gemälde, das unschuldige Knaben in harmloser Nacktheit im klaren Vergsee baden läßt, ringt er die Hände in sittlicher Empörung. Spiegelberg, wie lernen dich!

Zimmerhin mag es in den Reihen der Verheinzemänner auch ehrliche Fanatiker geben, denen jede Nudität einen Schauer einflößt, denen jede sinnliche Neigung als Sünde gilt. Wie es rohe Menschen mit brutaler sinnlicher Stier gibt, die sie zu tierischen Gewalttaten treibt, wie es absonderliche Kräuze gibt, die von perversem Gelüsten bis zur Unerträglichkeit geplagt werden, so gibt es auch Leute, deren Sinne so krankhaft reizbar sind, daß sie durch jede Nacktheit, ja durch die bloße Andeutung einer solchen, durch jede Anspielung auf das Geschlechtsleben, ja durch jeden Gegenstand, der damit im entferntesten Zusammenhang steht, in eine geschlechtliche Erregung versetzt werden, die sie nicht angenehm, sondern unangenehm berührt. Diese Menschen, die dann auch bei jedem Kunstwerk, das auf dem normalen Menschen rein künstlerisch wirkt, schmutzige Gedanken bekommen, sind aber durchaus krankhafte Naturen, nach denen sich eine gesunde Kunst, die für normale Menschen da ist, gewiß nicht richten kann.

Doch auch den normalen Menschen reizt das Verhüllte ebenso wie das Verbotene. Je größer die Prüderie ist, die äußerlich zur Schau getragen werden soll, desto gefährdeter ist die Sittlichkeit. Wir würden viel weniger erregbar, viel gelassener, viel sittlicher sein, wenn uns der Anblick des Nackten auch im Leben selbst gewohnter wäre. Die Wirkung der Kunst, die auf die Darstellung des menschlichen Körpers unmöglich verzichten kann, würde viel edler sein und auch den letzten sinnlichen Beigeschmack verlieren. Eben weil uns nur noch die Kunst, nicht aber das Leben den Menschen in natürlicher Nacktheit zeigt, kommt der Mensch auf die absurde Idee, das Nackte für anstößig zu halten.

Bevor Herr Professor Förster daran denkt, einen Volksgerichtshof für Sittlichkeitsachen einzurichten, sollte er dafür sorgen, daß das Volk wieder natürlich empfinden lernt. Der gesunde Mensch hat gesunde Sinne, die zu natürlicher Betätigung drängen. Jede übermäßige Zurückdämmung ist ungesund und unnatürlich, jede Geheimnistuerei wirkt überreizend und entfittlichend, sie erfüllt den beabsichtigten Zweck keineswegs, sondern entpuppt sich im Gegenteil meist als raffinierte Finesse. Ein gesundes Volk ist auch ein sinnfrohes Volk. Ein gesundes Volk ist aber auch ein freies Volk. Dem Heranwachsen eines freien Volkes ist jedoch nichts verderblicher als die Züchtung einer heuchlerischen oder krankhaften Prüderie. Das wollen wir allerdings den Verheinzemänner zugeben, daß der kapitalistische Klassenstaat ein freies Volk nicht vertragen und deshalb auch Heuchelei und Prüderie nicht entbehren kann.

Seuilleton.

Der Krieg um den Wald.

Eine Historie in zwölf Kapiteln von Moris Hartmann.

Erstes Kapitel.

Aber das Zeichen aus Oborschsicht kam nicht, und der Ungarnmichel machte Wege über die langsamen Weiberschritte Ihrer Majestät der Kaiserin.

Der Ungarnmichel irzte sich. Ihre Majestät die Kaiserin Maria Theresia machte nur langsame Weiberschritte, wenn es dem preussischen Friße entgegenging, kam aber schnell und plötzlich wie ein Ungewitter, wenn es galt, über die Untertanen herzufallen. Der arme einäugige Slabik hat es zuerst erfahren.

Er saß oben auf dem Turme des Oborschsichter Klosters und strengte sein einsames Auge so gewissenhaft an, als ob er noch ein Duzend guter Augen zu verderben gehabt hätte. Vom Turme aus konnte man die Straße viele Stunden weit überwachen, wie sie sich so weiß wie ein schäumender Bach durch die dunklen Wälder hinschlängelte, über Hügel und Ebenen bis zu dem sogenannten Kleinen heiligen Berge, weit weit vom Oborschsichter Kloster. Und wie er da oben horstete und alles, was er in Leib und Geist an Kraft besaß, sich in dem einen Auge sammelte und er nicht den Schatten eines andern Gedankens hatte, als nur zu sehen und immer zu sehen, da wurde es unter ihm im Kloster plötzlich ge-

waltig unruhig. Ein zerrissenes Geschrei, aus vielen Schreien der Ueberraschung zusammengesetzt, von verworrenem Waffenglärm, Fluchen und endlichem Hilferufen durchdrungen, wozu bald Flintenschüsse kamen in immer schnellerer Folge, drang herauf zu ihm, als ob er auf einem hohen Berge stünde und ein wildes Gewitter ihm zu Füßen sich entlode. Es dauerte einige Zeit, bis alle seine Fähigkeiten aus dem kleinen Punkte des einen Auges, wo sie zusammengebrängt waren, sich allmählich zurückzogen, um sich wieder als Gehör, Gefühl, Verstand auf ihre gewöhnlichen Posten zu begeben. Dann aber sprang er mit wilden Sähen wie eine Rabe die Treppe hinab.

Welch ein Anblick!

Ueberall ein buntes Gemisch von Bauern, Pfaffen, Soldaten. — Plötzlich war der Feind aus dem Boden gewachsen, mitten im Kloster in allen Ecken und Enden — aus den Dielen, aus den Mauern, ja von den Stubendecken war er wie überreife Frucht herabgefallen. In gewaltiger Ueberzahl stand er mitten unter den erschrockenen Bauern, von den Mönchen geführt, und meckelte die Keher nieder, bevor sie zu ihren Waffen greifen konnten. Als der einäugige Slabik herunterkam, waren Wände und Estrich vom Blute gefärbt.

„Zu mir!“ rief er mit donnernder Stimme, daß die Soldaten einen Augenblick in ihrem blutigen Geschäfte inne hielten und sich umsahen. Er benutzte es und sprang über Schultern und geschwungene Säbel hinüber in den Konventsaal. Neuer Mut besetzte bei diesem Rufe die Verstärzten; aus den Gängen und Bellen drängten sie sich mitten durch die Soldaten und bildeten einen festen Knäuel um den einäugigen Slabik. Schnell hatte er einen

schwach besetzten Ausgangspunkt des Konventsaales erpäht, und während der Knäuel um ihn Rifen, Sensen und Büchsen den Soldaten von allen Seiten entgegenstreckte, daß der Haufe ausfah wie ein gereiztes Stachelschwein, brückte, schob, bewegte er ihn von innen nach dem schwach besetzten Ausgangspunkte, den er bald erreichte. Die Soldaten schlossen ebenfalls ihre Reihen und folgten mit langsamen Schritten und schickten ihnen volle Salven nach. Mancher Keher fiel; die übrigen schoben weiter über den langen Gang bis an die Treppe. Immer enger schlossen sie sich aneinander und rollten wie eine Kugel hinab bis an die Türe, die aus dem unteren Gange in die Kirche führte. Dorthin wollte sie Slabik bringen.

„An den Altar!“ rief er, „dort sind wir sicher.“

„Nein!“ rief Hynel Jarmilo aus dem Knäuel heraus mit fester, widersprechender Stimme.

„Nein!“ riefen die andern Keher, wie aus einem Kehle, und blieben fest vor der Türe stehen.

Die Patres hinter den Soldaten, welche auf der Treppe standen, lachten laut auf. Schnell luden die Keher noch einmal und schossen über die Soldaten hinweg in die schwarze Reihe der Patres. Vater Quirinus und manche andre fromme Väter fielen. Da lachten ihrerseits wieder die Keher, und lachend warfen sie ihre Waffen hin und stellten sich wie aufgesteckte Ziele längs der Wand hin und stimmten wie auf ein gegebenes Zeichen und aus einer Kehle die böhmische Uebersetzung des Liebes „Eine feste Burg“ an. Die Soldaten von der Höhe der Treppen zielten gut. Es war aus mit dem einäugigen Slabik, mit Hynel Jarmilo und der ganzen Schar der Keher aus dem Dorfe Ribnik.